Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2016)

Heft: 28

Artikel: Ideologie und Initiative

Autor: Bradlhuber, Arno

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918792

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IDEOLOGIE UND INITIATIVE
Im Gespräch mit...
Arno Brandlhuber

fig. a. Arno und der Vorhang. © Freunde von Freunden.

Arno Brandlhuber (ab): Wie kommt es zum Thema Zweifel? Der Text, den ihr dazu geschrieben habt, ist klar, aber wie kamt ihr auf die grundsätzliche Idee?

transMagazin (tm): Wir haben uns gefragt, ob wir in der Architektur zu sehr festgefahren sind und zu wenig hinterfragen. Zudem gibt es an der Hochschule ganz sicher grundlegende Zweifel und Ängste. Wenn wir uns in der Studentenschaft umhören, wird deutlich, dass viele Studenten an der Praxis zweifeln. Viele zögern auch ihr Studium heraus und haben Angst, die Uni zu verlassen. Man weiss nicht, wie man danach in der praktischen Welt agieren wird.

An einem Sonntagmorgen trafen wir den Berliner Architekten Arno Brandlhuber im ‹sphères› in Zürich West. Er übernahm sogleich die Zügel des Gesprächs und zweifelte an der Erscheinungsform des transMagazins. Leidenschaftlich forderte er uns zum Hinterfragen unserer eigenen Produktion auf. Aus diesem Grund wollten wir ihn treffen: Uns interessiert seine kritische Grundhaltung, die in ihrer Konsequenz zu innovativen Architekturen zu führen scheint. Entwürfe und Gebautes wirken dabei jedoch keineswegs trocken und schwer, sondern enthalten eine besondere Art der Leichtigkeit und des Spiels.

tm: Kürzlich war Dan Graham zu Gast an der ETH und hat mit Günther Vogt und Jacques Herzog ein Gespräch geführt. Zum Ende forderte der Moderator Philip Ursprung alle Gäste auf, eine Frage an die Studenten zu formulieren. Grahams Frage: «Do you really want to work in an architecture office?». Er hat somit die vorgegebene Laufbahn von Architekturstudenten grundsätzlich bezweifelt. Wenn du dich in unsere Lage versetzt, wie würdest du auf diese Frage antworten?

ab: Ich habe noch nie wirklich in einem Architekturbüro gearbeitet. Während des Studiums habe ich im Sommer wie alle in Büros gejobbt, um Geld zu verdienen. Nach dem Diplom bin ich nach Wien gegangen um im Büro von Helmut Richter zu arbeiten. Nach zehn Wochen habe ich mich entschieden aufzuhören und nie mehr Angestellter zu sein.

tm: Und was macht man dann?

ab: Ihr wollt Sicherheit und Handlungsanweisungen.

tm: (schmunzeln) Wir wollen eine Empfehlung.

ab: Gut. Zunächst sollte man die Frage von Dan Graham beantworten: «Do you really want to work in an architecture office?» Or not? Die ETH hat einen sehr guten Ruf dafür, die besten Büromitarbeiter in Europa auszubilden.

tm: Ist das so?

ab: Das ist so. Die AA ist es sicherlich nicht. Die deutschen Hochschulen sind ein bisschen schwächer. Ihr seid extrem gut ausgebildet.

tm: Als Mitarbeiter?

ab: Als Mitarbeiter.

tm: Das ist eine düstere Vorstellung.

ab: Überhaupt nicht. Ihr habt in der Bewerbungszukunft gute Chancen.

tm: Aber auch damit sich selbstständig zu machen oder sein eigenes Büro zu gründen?

ab: Nach zehn Jahren in einem Büro ergibt sich das vielleicht. Wenn dann die Bequemlichkeit bei den hohen Schweizer Gehältern nicht so weit überhandgenommen hat, dass es nicht mehr möglich ist. Und wenn man nicht vorher ganz das Handtuch geworfen hat, denn man bleibt nur dabei, wenn man weiss, was Architektur ist. In der Ausbildung gibt es das Versprechen, dass man danach wüsste, was Architektur genau sei. Daran glaube ich aber nicht. Oder ich bin zu langsam.

tm: Ist es denn in Deutschland anders als in der Schweiz? Gibt es dort die Bequemlichkeit nicht, wegen des sicheren, höheren Einkommens in Büros zu bleiben?

ab: Das ist so nicht der Fall. Aber es gibt an den besseren Hochschulen ein letztes Aufbäumen, auch in der Professorenschaft, Selbstständigkeit und eigenständiges Denken zu fördern und fordern. Ich weiss nicht wie es hinsichtlich dessen an der ETH aussieht. Es schien mir eine Zeit lang eine

sehr konforme Ausbildungsstruktur zu geben.

tm: Das ist möglicherweise so. Wir haben beispielsweise ein Diplomsystem, das funktioniert wie ein Architekturwettbewerb. Alle Studenten beginnen zur gleichen Zeit, wählen eins von drei vorgeschlagenen Themen und arbeiten zehn Wochen daran bis zur Abgabe. Diese ist recht streng vorgegeben: Pläne auf acht A0 gedruckt, sowie Modelle für die Ausstellung. Inhaltlich sind die Diplome dann auch oft sehr ähnlich.

ab: Darf man eigene Themen wählen? Auch innerhalb der zehn Wochen?

tm: Nein.

ab: Das hat zumindest in meiner Studienzeit immer einen sehr grossen Unterschied gemacht – die Möglichkeit ein eigenes Thema zu wählen. Man hat dann allerdings sehr viel Vorlauf gebraucht bis man starten konnte. Aber die Selbstständigkeit verhindert, dass es zu einer Mischung aus Pflichterfüllung und gutem Aussehen kommt.

tm: Hast du ein freies Diplom gemacht?

ab: Mein Thema wurde leider nicht genehmigt, nachdem es lange im Fakultätsrat diskutiert worden ist. Gut, letztlich hat alles mit studentischer Initiative zu tun. Dazu gibt es beispielsweise Vorbilder wie die freie Klasse an der UDK, Berlin. Das Konzept ist sich die Entwurfsaufgabe selbst zu stellen, mehr noch die Lehre selbst zu organisieren. Das Freisein wird zum Thema.
Um den Heldenmut jedoch ein bisschen zu brechen: Ich dachte mir, nachdem ich in Wien aufgehört hatte, dass ich gar keine Architektur mehr machen werde. In einem Büro ging es auf keinen Fall. In Wien sitzend, war für mich auch klar, dass ich als Deutscher nicht den kleinsten selbstständigen Auftrag bekommen würde. Dann bin ich ein Jahr nach Frankreich gegangen um ein Haus zu renovieren. Architektur 1:1 also. Das ist eine meiner Grundthesen zur Architektur: Sie kann immer nur im 1:1 existieren. Alles andere – im Bildschirm, auf Papier – ist nur der Stellvertreter für etwas, was erst im Originalmassstab und Material überprüft werden kann. Danach habe ich noch einen Wettbewerb mit Julius Krauss und Zamp Kelp gemacht. Sie wollten damals nicht daran mit bezahlten Mitarbeitern arbeiten, also haben wir uns auf ein Partnerschaftssystem geeinigt. Das war das ‹Neanderthal Museum›, Mettmann. Wir gewannen den Wettbewerb und konnten bauen.

tm: Also letztlich war es Glück, dass du doch zum bauenden Architekten wurdest.

ab: Naja, man hat nun mal auch nichts anderes gelernt. Trotz einer generalistischen Ausrichtung ist das Architekturstudium eine spezifische Ausbildung. Aus meinem Jahrgang wurden einige Eventmanager oder haben Gastronomien eröffnet. Aber trotz aller Ausflüge hat man als Architekt am meisten im Repertoire – wer Architektur studiert, ist dann wohl auch Architekt.

tm: Wir wollen gerne auf deine Arbeitsweise eingehen: Uns ist aufgefallen, dass du einen besonderen Wert auf Zusammenarbeit und Austausch legst. Das Erdgeschoss deiner ‹Antivilla› beispielsweise ist an Künstler teilvermietet. Du betreibst zudem auch die ‹Akademie c/o› in Berlin und hast eine Lehrtätigkeit in Nürnberg. Baust du damit so etwas wie eine Schule auf? Siehst du Architektur auch immer als Lehrauftrag?

ab: Ich erkläre ganz kurz, was beide Dinge sind. Der Masterstudiengang für Architektur- und Stadtforschung an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg bietet keine Architekturaufgaben an. Wer dort studiert, muss selbst entwickeln, was ihn interessiert. Wir helfen das Ziel weiter zu verfolgen. Es kommt dabei selten vor, dass ein Student einen Entwurf als Thema wählt. Es interessiert sich kaum jemand für eine konkrete Bauaufgabe. Um das kurz zu erklären: Was ist der Entwurf, an dem du gerade arbeitest?

tm: Ein Museum für ‹minimal art›.

ab: Mit den Fragen, die man an sich und die Welt hat: Würde man sich entscheiden, dass man sich am liebsten mit einem Museum für ‹minimal art› beschäftigen möchte? Wahrscheinlich nicht. Und alleine zu schärfen, was man für ein Interesse oder Anliegen hat und wie dies eine Form gewinnen kann, ist eine enorme Leistung. Das ist der wichtige Entwurf. Wenn man selbstbestimmt arbeiten will, sollte man fremd bestimmte Arbeiten immer nur als Übung begreifen.

tm: Wir bearbeiten gestellte Aufgaben jedoch um die Bandbreite dessen, was uns interessiert, bestimmen zu können. Und auch um erste Erfahrung im Planen zu machen.

ab: Ich denke, das ist eben nicht der wichtige Fokus. Die ‹Akademie c/o› in Berlin ist ein öffentliches Seminar zur Raumproduktion der Berliner Republik. Mit dem Umzug des politischen Apparates von Bonn nach Berlin hat sich natürlich sehr viel verändert, was wir in diesem Seminar zum Thema machen wollten. Dies betrifft wie man über Raum spricht, was Zentralität und Repräsentation in der Architektur bedeuten. Da dies keine akademischen, sondern öffentliche Fragen sind, ist das Seminar folgerichtig auch öffentlich. Jeder kann sich einschreiben. Damit ist er ‹Akademiker› im alten Sinne der Akademie. In unregelmässigen Abständen gibt es Treffen, an denen zwischen vierzig und achtzig ‹Akademiker› teilnehmen.

tm: Du möchtest also das Selbstverständnis von Architektur hinterfragen. Vermutlich verdienst du an diesen Seminaren nichts.

ab: Wir bekommen für die ‹Akademie c/o› die Räume zur Verfügung gestellt. Wenn wir Glück haben, werden Spesen für eingeladene Gäste übernommen, sonst ist alles selbst organisiert.
Wir profitieren jedoch unserer Meinung nach sehr davon. Für mich ist es ein Format um sich ein Bild darüber zu verschaffen was Gegenwart ist.
Ein Beispiel dazu: Einer unserer ersten Gäste, der evangelische Theologieprofessor Rolf Schieder, berichtete aus seiner Warte, wie er das vom Münchner Architekten Meck errichtete ‹Ehrenmal der Bundeswehr› einordnet. Die Gedenkstätte ist ein Raum am Zaun des Bundesministerium für Verteidigung, der durch Verschieben von Elementen entweder von aussen oder innen zugänglich ist. Das heisst es gibt entweder ein öffentliches Gedenken oder ein Gedenken aus dem Heeresgelände heraus. Jedoch nie ein gemeinsames. Ausserdem wird durch den Ort der Gedenkstätte das Ritual aus der Kirche heraus auf profanes Gelände verschoben. Es entsteht ein zivilreligiöses Ritual. Mit dem Umzug der Bonner Republik nach Berlin wurde viel verändert. Was heisst es, wenn zivilreligiöse Rituale andere ersetzen? Und vor allem, wenn Gedenken getrennt wird? Dies betrifft die Grundparameter von Architektur. Die Entwurfsentscheidungen

wurden getroffen, lange bevor der Architekt darauf Einfluss nehmen konnte. Die angegebenen Gründe dafür in der Wettbewerbsausschreibung sind Sicherheitsaspekte und Ähnliches. Diese Argumente waren für die entwerfenden Architekten kaum antastbar. In den Schritten bevor der Wettbewerb beginnt, werden meiner Meinung nach viel relevantere Themen verhandelt, als die, die der Architekt noch im Entwurf und in der Ausführung beeinflussen kann.

tm: Der Wettbewerbsentwurf ist fast nur noch eine Ausführung dessen, was davor entschieden wurde.

ab: Genau. Ab einem sehr frühen Zeitpunkt ist man Dienstleister. Die Aufgabe war in diesem Fall zunächst folgende: Es gibt Tote in einem Krieg. Sie werden nach Hause gebracht. Wie geht man als Gemeinschaft damit um? Genau dort beginnt die architektonische Aufgabe: also ganz früh. Und dieses Grundproblem im heutigen Architekturgeschäft kann direkt auch in die Ausbildung zurück reflektiert werden. Im Entwurf werdet ihr mit einem bestimmten Grundstück und einer präzisen Aufgabestellung konfrontiert. In der gesetzten Aufgabenstellung schwingt bereits mit, wie der Entwurf aussehen könnte. Relativ viele Entscheidungen wurden bereits für euch getroffen. Die essenziellen Fragen sollen in diesem Entwurf nicht beantwortet werden – What the fuck do we need a museum for? What means minimal?

tm: Die Realität ist doch etwas anders. Man braucht auch Architekten als Dienstleister. Jeder von uns möchte ein Idealist sein und die Welt definieren. Die Frage ist allerdings, wie schafft man es sich von Zwängen zu befreien? Wie viel Freiheit kann man sich schaffen?

ab: Zunächst einmal: Mehr Freiheiten als wir momentan in Europa haben, können wir nicht geschenkt bekommen. In unserem Fall geht es nur darum, sich Freiheiten zu schaffen. Die Ausgangsvoraussetzung für euch kann nicht besser sein. Die materielle Seite ist eine eigene Entscheidung. Ich gebe zu, dass Büroneugründungen oft eine Starthilfe haben. Aber ihr beispielsweise seid ja bereits idealistisch mit eurem Magazin. Ich gehe davon aus, dass eure Arbeitszeit eure Entlohnung weit überschreitet. Warum macht ihr das? Für mich bedeutet das bereits einen Beitrag. In einem sozialen Gefüge ist das kleinste Engagement ein Beitrag. Und jetzt bleibt die Frage von welchem Niveau aus man in der Schweiz überhaupt noch diskutieren will. Es macht überhaupt keinen Sinn über irgendein Problem zu sprechen, weil ihr keine habt. Höchstens noch persönliche. Der Grund, warum Alejandro Aravena die Direktion der Architekturbiennale übernimmt, ist doch auch der, dass er Südamerika vertritt und somit noch über tatsächliche Probleme sprechen kann.

tm: Aber trotzdem bleibt die Diskussion vorhanden, obwohl sie auf einem anderen ökonomischen Niveau geführt wird. Es macht quasi keinen Unterschied, ob du dich mit einem jungen Architekt in Berlin oder einem jungen Architekt in Zürich unterhältst. Nehmen wir das Thema ‹Wohnen›: Es ist durch den quasi nicht vorhandenen Leerstand und die enorm hohen Ansprüche der Vermieterseite fast unmöglich für einen Student eine Wohnung auf dem freien Markt zu finden. Diese Erfahrung beschäftigt uns doch dann auch beim Entwurf eines Wohnungsbaus.

ab: Das ist klar. In einem der Kapitallogik unterliegenden Markt ist die Miete in einem nachgefragten Raum wie Zürich entsprechend kostenintensiv. In Zürich gibt es jedoch immer noch ein hohes Mass an sozial gefördertem beziehungsweise genossenschaftlichem Wohnungsbau. Es gibt noch ein relativ hohes Bewusstsein, dass beispielsweise auch der Nahversorger in der Stadt seinen Wohnraum finden muss um uns in den Innenstadtgeschäften zu bedienen.

tm: Trotz des hohen genossenschaftlichen Anteils könnte auch die Stadt selbst oder beispielsweise die Universität mehr bauen. Zumal der Zugang zu genossenschaftlichen Wohnungen für Studenten sehr schwer ist.

ab: Ein Thema, das dazu passt, interessiert mich momentan sehr: die Kultur der Schweizer Volksabstimmungen. Wie in keinem anderen Land, kann man in der Schweiz über fast alles abstimmen. Die Beteiligung von Architekturstudenten in Abstimmungen, die mit Architektur zu tun haben, ist jedoch erschreckend gering. Sowohl, wenn es um einzelne Bauvorhaben geht, als auch um die Verabschiedung des Raumplanungsgesetzes. Architekturstudenten beteiligen sich nicht. Auch das berühmte Magazin ‹trans› hat noch nie eine Hilfestellung für eine Entscheidung formuliert. Heute gab es in der NZZ einen Artikel darüber, dass bei relativ komplexen Sachverhalten die Medienlandschaft immer weiter schrumpft und Argumente nicht mehr in die Öffentlichkeit gespielt werden um sich bei komplexen Entscheidungen überhaupt kompetent zu machen. Und dann kommt es zu populistischen Auswüchsen vom ‹Minarettverbot› bis zum ‹Goldenen Schiissi›. Mich interessiert Architektur als Teil einer politischen Diskussion. Sie ist leider komplex, man kann die Antworten nicht einfach geben. Wie geht es, dass in Zürich die Wohnungen günstiger werden? Komplexere Zusammenhänge können eben nicht mit einem Drei-Sekünder vermittelt werden. Aber ich glaube mit der Grundbedingung, dass Architektur soziale Beziehungen ordnet, sollte man zu ganz anderen Fragestellungen in der Architektur kommen. Architektur ordnet unabhängig davon wie teuer sie war, wie schön sie ist. Dabei geht es um Fragen der Zugänglichkeit, Mischung, oder Homogenisierung. Letztlich wirkt sowohl eine ‹gated community› wie auch ein ‹Flüchtlingscamp› homogenisierend. Ein Beispiel: Ihr bekommt den Direktauftrag für eine ‹gated community›, wie verhaltet ihr euch als Architekten? Es ist gesetzt, dass es ein begrenztes Gelände mit Zaun und Zugangscodes geben wird. Würdet ihr mitmachen oder nicht?

tm: Muss man den Auftrag annehmen um seine Mitarbeiter bezahlen zu können? Zudem ist es vermutlich auch eine persönliche Entscheidung, die in jeder anderen Disziplin in ähnlicher Weise auftaucht.

ab: Das ist eine pragmatische Erklärung, die sicherlich richtig ist.

tm: Jeder Mensch muss politisch sein, aber die Frage ist, ob Architektur politischer ist als andere Disziplinen. Kann Architektur diese Fragen lösen und wenn ja, dann wie?

ab: Wir bewegen uns in einer massgeblich durch Architektur bestimmten Umwelt. Darauf können wir uns sicher einigen. Wir sitzen hier in einem Haus. Die Freiflächen und Strassen davor wurden ebenfalls geplant. Vom Material bis zur Mechanik der Tür ist alles entworfen. Ist das nun politisch relevanter als die Arbeit eines Türherstellers? Ja! Wenn wir die Umwelt bestimmen, auch klimatisch, dann sind wir zumindest auf der baulichen Seite stark beteiligt. In der

durch Menschenhand bestimmten Umwelt haben wir, zumindest was den städtischen Raum angeht, weitreichende Kompetenzen. Das ist auch ein Vorteil. Aus dieser Perspektive betrachtet wird dann wohl leider auch die letzte Garage politisch.

tm: Gebaute Dinge machen immer das sichtbar, was dahinter steckt, auch die politische Ebene.

ab: Ja genau, sie zeigt die Intention dahinter. Eine einfache Konstruktion beispielsweise zeigt, dass die Planer darum bemüht sind, ein günstiges Wohnen möglich zu machen. Der Unterschied zwischen genossenschaftlichem Bauen und frei finanziertem Eigentumsbau ist in dieser Hinsicht enorm. Es gibt generell sehr viel Kommunikation, die durch Architekten bestimmt werden kann. Und zudem auch viele Formen der Auseinandersetzungen mit Architektur, die wirkmächtiger sind, als einzelne Gebäude. Ein Magazin beispielsweise, das schon allein durch die Themenauswahl eine Haltung demonstriert. Architekten könnten sich in ihrer Kompetenz viel mehr in andere Prozesse einbringen. Man muss also kein eigenes Büro leiten und an der Spitze stehen um etwas zu verändern. Es gibt Modelle wie beispielsweise Baugruppen, in denen der Architekt selbst zum Projektentwickler wird.

tm: Das bringt uns zur Frage des Verhältnisses zwischen Bauherrenschaft und Architekten.

ab: Bei Baugruppen ist das Finden und Gestalten der Gruppe von Leuten, die zusammen das Projekt entwickeln, gehört dann bereits zur Architektur. Das führt jedoch nicht unbedingt zu ästhetisch interessanten Gebäuden, fast im Gegenteil. Aber es führt zu einer anderen Architektur, was das Verhältnis zwischen Architekten und Bauherren angeht. Bei uns sind die Gebäude, die wir selbst als Bauherren entwickeln die konzeptionell klarsten. Sie sind am wenigsten belastet. Unser nächstes Projekt ist eine ehemalige Industrieanlage in Berlin Lichtenberg. Euer Dozent Nikolai von Rosen ist dabei. Sowie Christopher Roth, ein Filmemacher und Georg Diez, Schriftsteller. Wir entwickeln das Projekt gemeinsam und alle vier übernehmen architektonische Aufgaben mit teilweise sehr unterschiedlichen Vorstellungen, was zum Beispiel das Zeitliche betrifft. Christopher hatte bereits angefangen Dinge zu realisieren, als ich mich auf den noch nicht unterschriebenen Vertrag konzentrieren wollte. Für Christopher beginnt wohl ein Film nicht an einem bestimmten Punkt, sondern genau in dem Moment, wenn er sich entscheidet einen Film zu machen. Deswegen hatte er bereits begonnen einen Hügel aufzuschütten und zu begrünen (fig. b). Plötzlich kommt die benachbarte vietnamesische ‹community› um vor diesem Hügel ihre Hochzeitsfotos zu machen. Dass er das Projekt bereits vor Vertragsunterzeichnung begonnen hat, hat letztendlich vielleicht auch dazu geführt, dass der Vertrag überhaupt zu für uns erschwinglichen Bedingungen zustande kam.

tm: Siehst du Baugruppen als die Zukunft der Architektur? Müssen sich Architekten emanzipieren um die verlorene Freiheit wiederzugewinnen?

ab: Die erste Frage würde ich mit nein, die zweite mit ja beantworten. Architekten müssen sich emanzipieren um Freiheit zu bekommen. Die Baugruppe war ein Beispiel für eine Art der Emanzipation, die ich nicht als die zukunftsträchtigste sehe. Baugruppenpartner sind alle mit relativ ähnlichen Absichten und ökonomischem Hintergrund ausgestattet und bringen vergleichsweise homogene Situationen und wenig Durchmischung. Das geschieht zwar mit guter Absicht, aber kann deshalb nicht zukunftsweisend sein, weil die entscheidende Komponente der Heterogenität fehlt.

tm: Wir haben noch eine Frage zur Repräsentation. Du machst keine Architektur, die genau deine Handschrift trägt, aber in Darstellungen bist du oft mit im Bild. Das Gebaute und du sind verwoben. Ist Autorenschaft für Architektur notwendig?

ab: Ist also der Autor der Ersatz oder die Weiterentwicklung der Architekturikonografie. Ich verstehe. Ich versuche das anhand meiner Projekte zu beantworten. Mit der ‹Antivilla› haben wir uns mit einigen Fragen beschäftigen wollen: Eine davon ist die Frage nach dem Standard. Kann eine Nicht-Villa nicht eigentlich viel überzeugender sein als eine Villa? Die Herstellungskosten für die eine Art liegen bei 800 Euro, die andere bei 3000 Euro pro Quadratmeter. Dabei sind Lifestyleformate extrem hilfreich. Die ‹Brunnenstrasse› beispielsweise im ‹Architectural Digest› zu präsentieren, hat plötzlich eine völlig andere Wirkung gezeigt. Das Gebäude war nicht mehr nur Teil einer internen Diskussion wie: Darf ein Heizungsrohr ungedämmt sein? Der breitere Diskurs beschäftigt sich dann vielleicht eher mit der Ästhetik des Rohen. Diese wurde dadurch erst gang und gäbe. Die Frage, ob wir nicht unseren eigenen gewohnten Standard ein Stück zurückschrauben können und immer noch nicht weniger glücklich sind, sondern ganz im Gegenteil. Vielleicht haben wir dann den Kredit früher abbezahlt und können mit fünfzig nochmals neue Entscheidungen treffen. Daraus könnte ich einen Text produzieren, den dann nur wenige lesen. Wenn man aber zeigt, dass günstige Details auch noch ästhetisch zu lesen sind, bekommen sie sofort ein anderes Ansehen. Für mich ist die Kommunikation auf öffentlichkeitswirksamen Kanälen dafür hilfreicher als in Fachzeitschriften. Das Format der ‹homestory› ist für mich legitim, obwohl ermüdend, da es das ‹home› ist, um das es geht.

tm: Glaubst du, dass bei Formaten wie ‹Freunde von Freunden› deine Aussage der niedrigen Erstellungskosten wirklich ankommt? Wenn ich an Beiträge denke, die mit zwanzig Fotos beginnen und einem Textabsatz enden. Kommt der Inhalt dann überhaupt noch rüber?

ab: Sicher nicht zu Architekten. Diese Formate werden auf keinen Fall das Wissensbedürfnis des Architekten bedienen. Da geht es um Lifestyle. Aber Hallo. Ist arm und sexy nicht besser als reich und nicht sexy? Weniger aufwendig, aber trotzdem auf die bestimmte Situation genau abgestimmt ist die Aussage. Dann wird vielleicht später gelesen, dass der Quadratmeterpreis bei 800 Euro lag.

tm: Aber eigentlich ist der Ausdruck des Rohen der neue ‹state of the art›. Die Produktion dessen, was du sehr günstig herstellst, könnte als reines Bild auch extrem teuer sein.

ab: Ja, Fotos neigen natürlich auch dazu, Details zu verbergen. Grobe Übergänge sieht man im Kleinformat nicht. Das Gesamtambiente ist wichtig. Den Verlust der nicht durchgängig gleich breiten Fugen wird niemand auf Fotos erkennen. Ich weiss nicht, wie ihr aufgewachsen seid. Ich bin beispielsweise in einem sechziger Jahre Einfamilienhaus gross geworden. Es hatte keinen guten Schallschutz und ich bin trotzdem kein durch niedrige Standards geschädigter Mensch geworden. Deshalb eine weitere

Grundthese: Das Hochschrauben der Standards hilft nicht weiter! Wir führen Energiediskussionen und die einzige Lösung scheint zu sein das Gebäude in einen immer dickeren Mantel aus Wärmedämmung zu stecken. Wir müssen eine gesamtenergetische Bilanz führen, die eingesetzten Baustoffe in ihrer Herstellung und auf ihre Lebensdauer hin betrachtet, Recyclingkosten mitkalkuliert. Zudem müssen Prozesse immer auch als proportional zum eingesetzten Kapital betrachtet werden. Das heisst, die Energieersparnis einer Architektur mit der Hälfte der Kosten ist enorm, weil ich weniger Kapital verbrauche, das durch energieverbrauchende Prozesse generiert wurde.

tm: Um beim Thema der Dämmung zu bleiben. Keiner von uns möchte mit Dämmung bauen. Der oberflächliche Trugschluss der Ersparnis des in Styropor eingepackten Gebäudes ist uns allen bewusst. Doch alle bauen mit Dämmung. Diskussionen scheinen schon lange aufgegeben. Auch du baust «nur» für dich selbst ein Haus ohne Dämmung. Wurdest du jetzt bereits schon von anderen potenziellen Bauherren angefragt, dies für sie zu wiederholen?

ab: Für die ‹Antivilla› haben wir einen Energienachweis mit dem eingesetzten Vorhang geführt (fig.a). Wie ihr bereits vermutet, kann ein Vorhang nicht mit dreissig Zentimeter Dämmung konkurrieren. In unserem System jedoch schon. Im Winter heisst das aber, dass man nur noch ein Drittel der Wohnfläche zur Verfügung hat. Die Logik ist folgende: Das Obergeschoss hat zweihundertfünfzig Quadratmeter Grundfläche, pro Quadratmeter darf man eine bestimmte Menge an Energie verbrauchen. Ein dünner Vorhang auf einem Drittel der Gesamtfläche sorgt dafür, dass es innerhalb des Vorhangs eine gute Temperatur gibt. Ausserhalb des Vorhangs kann man sich jedoch nicht lange ohne Bewegung aufhalten. Aufgeteilt auf die gesamte Fläche entspricht der Energieverbrauch im mit Vorhang umgebenen Bereich den erforderlichen Standards. Ich nehme also lieber in Kauf meine Raumnutzung an die Jahreszeiten anzupassen, aber dafür keine Wärmedämmung zu machen. Stellt euch mal vor, einer der Architekten der Europaallee hätte seinen zukünftigen Eigentümern und Mietern vorgeschlagen im Winter nur die Hälfte ihrer Wohnfläche voll beheizt zu nutzen. Im Chalet in den Alpen jedoch ist dieses Grundprinzip vollkommen einleuchtend. Die verkleinerte Wohnfläche ist ein ganz traditionelles, altes Thema. Für uns war es interessant, diesen Gedanken zu übersetzen. Wenn man Zweifel an Wärmedämmung hat, führt es letztendlich zu einer solchen oder ähnlichen Entscheidung.
Die ‹Antivilla› ist für mich eine neue Verhandlungsbasis um zukünftigen

fig. b. Der Ziegenhügel von oben. Photograph: Nikolai von Rosen.

Bauherren eine andere Haltung zu Energieeinsparung vorzuschlagen. Man kann nun mal schlecht im Bentley vorfahren und anderen vorschreiben, mit dem Fahrrad zu kommen.

tm: Das Projekt ‹Antivilla› geht auch in anderer Hinsicht ungewöhnliche Wege.

ab: Genau. Bereits bei der Konzeption des Projektes haben uns die ersten Zweifel befallen. Das bestehende Gebäude war zum Abriss vorgesehen, danach hätte man ein Einfamilienhaus bauen können: eingeschossig mit hundert Quadratmeter Nutzfläche. Da kommt man auf einen Gedanken, den man vermutlich noch mit den meisten teilen kann. Momentan steht auf dem Grundstück ein fünfhundert Quadratmeter Gebäude, das man abreissen muss um ein hundert Quadratmeter Gebäude zu erstellen. Die Entscheidung das Gebäude über den Bestandsschutz weiter zu nutzen ist relativ einleuchtend. Und so wird der Entwurf Schritt für Schritt weitergedacht. Soll man viel Geld ausgeben? Oder zweifelt man und steckt maximal so viel rein, wie man für ein hundert Quadratmeter grosses Einfamilienhaus gebraucht hätte. Das führt zu einer Vergleichsposition: Welche Nutzungsmöglichkeiten, Lebensweisen und kommunikative Qualität bietet ein Einfamilienhaus im Vergleich zum grösseren Bestand in einfachster Ausführung?
Im Winter wird das Gebäude dann kuscheliger, im Sommer jedoch muss es nicht einmal ökonomisch aktiviert werden. Letztlich kann ich dann den Mitnutzern sagen: Du kannst für deine Arbeit einen Raum nutzen, der vier mal so gross ist wie der, für den du zahlst. Und für den Rest kannst du dich produktiv in das Projekt ‹Antivilla› einbringen. Um bei diesem Prinzip zu bleiben, habe ich mir als eigene Regel gesetzt, dass ich Immobilien nie länger als zehn Jahre behalte.

tm: Ihr zieht also spätestens alle zehn Jahre um?

ab: Ja, und auch alle, die mit uns in die Immobilie reingehen. Das hat folgenden Grund: Wir zahlen keinen Kredit zurück, sondern halten ihn gleich und teilen nur Zinsen und Unterhaltskosten. Dafür können wir aber interessante Nachbarn haben, die wir uns aufgrund der niedrigen Miete praktisch aussuchen können. Während der Nutzung ziehen wir keine Gewinne aus der Immobilie. Mit dem Verkauf versuchen wir ein nächstes Projekt zu ermöglichen, das grösser sein kann.

tm: Du betreibst also Architektur als ökonomisches Modell.

ab: Genau, um eine interessante Nutzung zu ermöglichen. Denn was hilft es mir, ein gutes Haus zu machen, das offen, kommunikativ und potenziell Mehrwert schaffend sein soll, wenn aufgrund einer hohen Miete nur Rechtsanwaltskanzleien einziehen, mit denen ich nichts zu tun haben will.

Fig. c. San Gimignano Lichtenberg, Berlin, Brandlhuber+, Photograph: Erica Overmeer.

tm: Ist für dich ein Verkauf deiner Projekte kein emotionales Problem?

ab: Nein, da ich durch dieses Modell ein neues Projekt finanzieren kann, das auch meine Gedanken wieder weiterbringt. Mittlerweile, mit drei erfolgreichen Projekten, haben wir auch eine höhere Kreditwürdigkeit bei der Bank.

tm: Wie viel Startgeld hast du beim ersten Projekt verwendet?

ab: Für mein erstes Projekt in Köln habe ich meine Eltern gebeten, ein Grundstück beleihen zu dürfen, das sie mir vererben wollten. Mir war damals schon klar, dass ich nicht in meinen Heimatort zurückgehen würde und wollte es deshalb auf diese Weise nutzen.

tm: Wie heisst der Ort?

ab: Dettingen bei Aschaffenburg. Den Wert des Grundstücks konnte ich als Eigenkapital für einen Kredit angeben. Das waren damals etwa 100.000 Mark. Bei einer Privatentwicklung von Projekten braucht man etwa fünfunddreissig Prozent Eigenkapitalanteil. Wir bauen nur Atelierhäuser, die bauordnungsrechtlich nicht gesicherte Nutzungen sind und per se in der gewerblichen Sphäre angeordnet sind. Das ist wichtig, da man während des Bauprozesses von gewerblichen Bauten die Mehrwertsteuer quasi zurückbekommt. Die dadurch gesparten knapp zwanzig Prozent bringen wir wieder ein. Das heisst der Eigenkapitalsanteil sinkt auf etwa fünfzehn Prozent. Ich konnte mit der Belastung des Grundstücks bei Aschaffenburg ein Gebäude für eine knappe Million realisieren. Der Weiterverkauf nach zehn Jahren macht dieses System in einer Kette möglich und bringt eine gute produktive Nutzungszeit. Die ‹Brunnenstrasse› war nicht nur als Gebäude interessant, sondern auch in seiner Nutzerkonstellation. Die Galerie ‹KOW› hat uns oft inspiriert. Unser Nachbar ‹032c› hat uns beispielsweise erst auf Projektveröffentlichungen in Lifestyle orientierten Magazinen gebracht. Dass man high fashion mit low standard kombinieren kann, haben wir von ihnen gelernt.

tm: Würdest du dich selbst als Idealist oder Pragmatiker bezeichnen?

ab: Pragmatiker. Eindeutig. Innerhalb der Disziplin finde ich meine Freiheit in der pragmatischen Durchführung von Projekten. Für mich ist es immer interessant, wo ich etwas kürzen oder umdrehen kann, sodass das Ergebnis besser wird. Um ein letztes Mal auf das öffentlichkeitswirksame Publizieren von Projekten zurückzukommen – am Beispiel Lichtenberg. Das Gelände ist eine ehemalige Graphitfabrik, von der nur zwei fünfzig Meter hohe Türme übrig geblieben sind, die im Abriss zu teuer waren. Die ganzen Stahlanlagen der Fabrik wurden bei einem besonders hohen Stahlpreis bereits verkauft. Wir sind das erste Mal zur Bank gegangen und wussten noch nicht genau, was wir an diesem Ort machen. Die reine Überzeugung, dass dort etwas entstehen könnte, hat für die Banker nicht ausgereicht. Nach dem ersten Rückschlag haben wir das Projekt in ‹San Gimignano Lichtenberg› (fig. c) umbenannt und eine erste Publikation in einem Kunstmagazin veröffentlicht. Und plötzlich hat sich die Situation komplett umgekehrt. Auf dem Stadtplanungsamt in Lichtenberg beispielsweise kennt und schätzt man uns bereits. Ist das also schon Architektur? Auf jeden Fall, denn die Umevaluierung einer Situation, eines Ortes, bereitet uns die Möglichkeit ein Projekt ökonomisch durchzuführen. Durch diese Erfindung wurde der Schriftsteller in unserer Gruppe auch zum Architekt.

tm: Jetzt habt ihr eure Finanzierung?

ab: Ja, jetzt haben wir sie.

tm: In welches Geschoss wirst du einziehen?

ab: (lacht) Einer der Türme hat zwölf Geschosse. Es wird in jedem Fall eine Wohn- bzw. Nutzergemeinschaft. Jeder von uns vier bekommt ein privates Geschoss. Und wir versuchen gerade herauszufinden, was wir mit den anderen acht Geschossen machen werden. Es wird also eine Art Selbstexperiment, was für eine Gemeinschaft nötig ist. Ein Geschoss wird sicher zur Küche werden. Vielleicht wird es eins mit vier Duschen geben. Ein weiteres, das wissen wir schon, wird ein Ziegenstall. Der Filmemacher in unserer Gruppe will unbedingt Ziegen haben. Den Hügel vorm Turm hat er auch für die Ziegen gebaut (fig. b).

tm: Welche Grundfläche hat der Turm?

ab: Einer hat siebzig Quadratmeter Grundfläche. Ohne Treppenhaus sind wir dann bei etwa vierzig Quadratmeter pro Geschoss.

tm: Wird es einen Lift geben?

ab: Nein, den können wir uns vermutlich auch nicht leisten. In der Finanzierung ist er nicht vorgesehen. Ich sehe schon, ihr denkt, dass der Interviewpartner auch nicht mehr ganz so jung aussieht. (lacht) Der andere Turm, ein Siloturm, hat nur zwei Geschosse. Das Erdgeschoss und eins auf vierzig Meter Höhe. Das wird das neue Büro, wenn wir aus der ‹Brunnenstrasse› rausgehen.

Noch mal zurück zur Lehre. Für mich geht es immer darum, eine Haltung und auch Zweifel zu unterstützen, statt Zweifel zu zerstreuen. Zweifel zerstreuen hiesse um zu Dan Graham zurückzukommen: «Do you really want to work in an architecture office?» – «Ja schon.» Zweifel beibehalten und grösser werden zu lassen, heisst es nicht zu tun. Für einen Apparat wie eine Hochschule sind sie glaube ich auch sehr produktiv. Wenn eine Ausbildung daraus besteht, dass Studenten nach ihrem Abschluss nur gut als Mitarbeiter funktionieren müssen, dann hätten eure Professoren nur für ihre eigenen Büros gearbeitet, aber nicht für euch.

Arno Brandlhuber ist Architekt und Hochschullehrer. Nach dem Studium an der Technischen Hochschule Darmstadt und der Accademia del Arte in Florenz wurde er in wechselnden Projektpartnerschaften zunächst in Köln tätig. Heute lebt und arbeitet er in Berlin. Zu seinen bekanntesten Bauten gehört neben dem Neanderthalmuseum in der Umgebung Düsseldorfs (Zamp Kelp und Julius Krauss, Arno Brandlhuber), sein Galerie- und Ateliergebäude in der Brunnenstrasse in Berlin (Brandlhuber+ Era, Emde, Burlon) sowie die ‹Antivilla› in Krampnitz Potsdam (Brandlhuber+, Emde, Burlon).

Das Gespräch wurde von Larissa Müllner, Elizaveta Radi, Hanna Schlösser, Linda Stagni (in absentia) im November 2015 in Zürich geführt und aufgezeichnet.